



Donna Leon

Wie durch ein dunkles Glas

*Commissario Brunettis
fünfzehnter Fall*

Roman · Diogenes

dort antreffen würde; ein Wiedersehen mit De Cal auf einer Kunstaussstellung schien zum Glück kaum zu befürchten.

Die Vernissage begann an einem Freitagabend um sechs, was den Gästen reichlich Gelegenheit bot, bei einem ^[39] Prosecco und ein paar Kanapees die Werke der Künstler zu betrachten und trotzdem rechtzeitig zum Abendessen nach Hause oder ins Restaurant zu gelangen.

Erst als sie an den Fondamenta Nuove die Linie 41 bestiegen, kam Brunetti zu Bewußtsein, daß er seit Jahren nicht mehr auf Murano gewesen war. In seiner Kindheit, als sein Vater eine Zeitlang in einer *fornace* gearbeitet hatte, war er oft dort gewesen, seither aber nur noch selten, da von ihren Freunden keiner auf Murano wohnte und er auch beruflich noch nie dort zu tun hatte.

Außer ihnen gingen noch drei, vier Paare an der Station Faro von Bord und strebten der Via Garibaldi zu. »Die in dem roten Mantel«, flüsterte Paola, während sie sich an Brunetti schmiegte und ihn unterhakte, »das ist Professoressa Amadori.«

»Und ist er der Professore?« Brunetti zeigte mit der freien Hand auf den hochgewachsenen, graumelierten Begleiter der älteren Dame in Rot.

Paola nickte. »Wenn du dich benimmst, einen höflichen und devoten Eindruck machst, dann stelle ich dich vielleicht vor«, versprach sie.

»Ist sie so schlimm?« fragte Brunetti und faßte die Frau ins Auge, die eigentlich ganz harmlos aussah und die man sich gut vorstellen konnte, wie sie auf dem Rialto um den Preis für die Meeräschen feilschte. Von hinten betrachtet war sie leicht o-beinig und hatte ihre Füße in offenbar sehr unbequeme Schuhe gezwängt; ein Eindruck, der aber auch von ihrem Gang herrühren konnte: winzige Trippelschritte mit einwärtsgekehrten Zehen.

»Noch schlimmer«, versicherte Paola. »Ich habe ^[40] Studenten erlebt – Jungs, wohlgemerkt –, die nach dem mündlichen Examen bei ihr in Tränen aufgelöst waren. Für sie ist es fast schon eine Prestigefrage, sich nie mit den Leistungen der Kandidaten zufriedenzugeben.« Von der Auslage in einem Schaufenster abgelenkt, ließ Paola Brunettis Arm los und blieb kurz stehen. Dann wandte sie sich ihm wieder zu, und sie gingen gemeinsam weiter. »Es ist schon vorgekommen, daß Studenten, die erfuhren, sie sollten von der Amadori geprüft werden, sich eigens ein ärztliches Attest beschafften, damit ihr Examen verschoben wurde.«

»Könnte es sein, daß sie einfach nur sehr viel verlangt?« warf Brunetti ein.

Paola stand wie angewurzelt; dann trat sie einen Schritt zurück und sah ihn durchdringend an. »Signore, Sie leben doch seit gut zwanzig Jahren mit mir zusammen, nicht wahr? Und? Habe ich mich in all der Zeit gelegentlich über diese Dame beschwert?«

»Sechshundertsiebenundzwanzigmal«, antwortete Brunetti. »Falls das für gelegentliche Beschwerden reicht.«

»Gut«, sagte sie, nahm seinen Arm und zog ihn weiter. »Dann weißt du ja auch, daß es nichts mit Leistungsansprüchen zu tun hat, sondern daß sie einfach eine mißgünstige

Schlange ist, die jede etwaige Konkurrenz im Keim erstickt.«

»Indem sie ihre Studenten durchs Examen rasseln läßt?« fragte Brunetti verwirrt.

»Damit die keinen akademischen Grad erlangen, ja. Ohne den ist ihnen der Eintritt in die Fakultät versperrt, und solange sie aus dem Kollegenkreis ausgeschlossen bleiben, haben sie natürlich auch nie die Chance auf eine ^[41] Berufung, einen Lehrauftrag oder ein Forschungsstipendium, worauf die Amadori selber scharf sein könnte.«

»Aber das ist doch verrückt«, sagte Brunetti.

Wieder blieb Paola stehen. »Spricht so der Mann, der für Vice-Questore Giuseppe Patta arbeitet?« fragte sie.

»Das kann man doch nicht vergleichen«, wehrte er hastig ab.

»Und wieso nicht?« Paola schien entschlossen, sich nicht vom Fleck zu rühren, solange sie keine befriedigende Antwort erhalten hatte.

»Patta hat keine Gewalt über das, was ich tue. Und er kann mich bei keiner Prüfung durchfallen lassen.«

Sie starrte ihn an wie einen, der plötzlich schäumt und heult wie ein Irrer. »Keine Gewalt über das, was du tust?« wiederholte sie.

Brunetti zuckte lächelnd die Achseln. »Schon gut, aber ein Examen kann er mir nicht vermässeln.«

Paola lächelte zurück und hakte sich wieder bei ihm unter. »Verlaß dich drauf, Guido, sie ist eine Schlange.«

»Ich bin gewarnt«, lenkte er ein. »Und er? Der Professor?«

»Die Ehe wurde im Himmel geschlossen« war alles, was Paola zu dem Thema beisteuern mochte.

Am Kanal angekommen, wandten sie sich erst nach links und dann, sobald sie den Ponte Ballarin überquert hatten, nach rechts. »Hier muß es irgendwo sein.« Paola verlangsamte ihren Schritt und spähte in die Auslagen der Läden und Galerien, an denen sie vorbeikamen.

»Die Adresse steht doch sicher auf der Einladung«, sagte Brunetti.

^[42] »Ja, schon«, versetzte Paola. »Die hab ich nur leider zu Hause vergessen.«

Also schlenderten sie weiter die *riva* entlang und achteten auf die Schaufenster zu ihrer Linken. Als nächstes kam eine *pescheria*, gefolgt von anderen Geschäften, die teils noch geöffnet, teils schon geschlossen waren. Dann traten aus einem Eingang vor ihnen drei Personen mit Gläsern in der Hand, die auf dem Gehsteig stehenblieben und sich jeder eine Zigarette ansteckten, wobei sie sich gegenseitig die Drinks hielten.

»Das muß es sein«, rief Paola. In dem Moment kam ein Paar ohne Getränke heraus und schlenderte Hand in Hand in die andere Richtung davon.

Als die Brunettis den Eingang erreichten, traten wieder zwei Raucher, diesmal mit bereits brennenden Zigaretten, ins Freie und gesellten sich zu dem Dreiergrüppchen, das jetzt an der Uferbefestigung lehnte und die Gläser auf der Mauer abgestellt hatte.

Die Tür stand offen. Paola ging voraus, blieb aber gleich an der Schwelle stehen und sah sich nach Bekannten um. Brunetti tat es ihr nach, allerdings mit weniger Aussicht auf Erfolg. Zwar entdeckte auch er einige vertraute Gesichter, aber auf die venezianische Art, wo man über Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte immer wieder an denselben Leuten vorbeilief, ohne je zu erfahren, wie sie hießen oder was für einen Beruf sie hatten. Weshalb er schwerlich auf jenen Mann zugehen konnte, der im Lauf der Zeit fast kahl geworden war, um sich nach seinem bedauerlichen Haarausfall zu erkundigen; ebensowenig wie er die frisch erblondete Dame fragen konnte, warum sie so stark zugenommen hatte.

[43] Sobald er durch eine kleine Lücke in der Menschenmenge einen Blick auf die Doppelreihe der Ausstellungsvitrinen erhaschte, schlängelte Brunetti sich dorthin durch und überließ es Paola, alte Bekanntschaften aufzufrischen oder neue zu schließen.

In der ersten Vitrine, die sich auf staksigen Beinen bis in Brusthöhe erhob, war ein aufrecht stehendes Glasrechteck ausgestellt, kaum größer als ein Exemplar des *Espresso* und auf einer Seite golden, auf der anderen kobaltblau eingefärbt. Die Oberfläche war strukturiert, aber nicht gleichmäßig, sondern vielmehr so, als wäre jemand mit den Fingern von unten nach oben und wieder zurück durch nassen Ton gefahren und hätte flache Rillen gezogen, in denen zarte Lichtreflexe spielten. Als nächstes folgte ein etwa gleich großes Objekt, das jedoch in Design und Farbgebung, bis hin zum auch hier verwendeten Goldton, vom ersten so verschieden war, wie es ihm dem Format nach glich. Die dritte Vitrine enthielt vier rechteckige Glasblöcke, in die abwechselnd goldene und silberne Fäden eingeschmolzen waren. Lauter ätherisch anmutende Kunstwerke, und alle betörend schön.

Ausgerechnet auf der dritten Vitrine hatte jemand ein leeres Rotweinglas abgestellt, das Brunetti verärgert entfernte. Der fast körnige Bodensatz trübte wie ein häßlicher roter Fleck die schillernde Eleganz der geschliffenen Skulpturen.

Die nächste Vitrine zeigte drei der nach Blumen modellierten Vasen, von denen eine schon auf der Einladung abgebildet war; alle in den zartesten Pastelltönen. Nur fand Brunetti sie kleiner als erwartet und auch nicht so fein [44] gearbeitet: Die nachempfundenen Blütenkelche waren im Vergleich zur Natur zu dick; dicker als ein guter *maestro* sie geblasen hätte. In einer weiteren Vitrine waren noch drei solcher Vasen ausgestellt, wenn auch diesmal in intensiveren, dunklen Farben. Aber die handwerkliche Gestaltung gefiel Brunetti auch hier nicht, und er ging rasch weiter zum nächsten Schaukasten.

Hier traf er auf schlanke Zylindervasen, die in genau jenen filigran geschliffenen Rand mündeten, den Brunetti bei den anderen vermißt hatte. Die einzelnen Stücke variierten in Höhe und Durchmesser, waren aber alle gleichermaßen harmonisch proportioniert. Die letzte Vitrine endlich versammelte Skulpturen von unbestimmbarer Form: Sie ließen sich mit nichts vergleichen, dienten keinem erkennbaren Zweck, ja, waren offenbar kaum mehr als gläserne Schnörkel und Spiralen, deren farbige Rundungen unaufhörlich in bald helleren, bald dunkleren Tönen changierten.

»Gefallen sie Ihnen?« fragte eine junge Frau neben Brunetti.

Er schaute von den bizarren Gebilden auf und nickte lächelnd. »Ja, ich glaube schon.« Als sie sich abwandte, widmete er sich abermals den Objekten und betrachtete sie eingehend, bevor er zur anderen Seite des Plexiglaskastens wechselte, um sich einen neuen Blickwinkel zu verschaffen. Von hinten sahen die Skulpturen wieder ganz anders aus, und Brunetti war nicht sicher, ob er sie ihrer jeweiligen Vorderseite, die er doch gerade erst gründlich studiert hatte, würde zuordnen können.

Als er aufsah, stand die junge Frau wieder vor ihm, in ^[45] jeder Hand ein Glas Prosecco. Sie hielt ihm eines hin, und Brunetti nahm es lächelnd entgegen. Da er nun aber zwei Gläser hatte, bückte er sich und stellte das leere auf den Boden an der Wand. Er trank einen Schluck, und als sie sich erkundigte: »Und? Ihr Geschmack?«, da wußte er nicht recht, ob sie den Prosecco meinte oder die Ausstellung.

»Der Wein ist ausgezeichnet«, sagte er. Was auch stimmte: Für diese Art von Veranstaltung war er wirklich gut. In der Regel gab es zu solchen Anlässen irgendeinen faden Roten in Zweiliterflaschen, und statt des dünnwandigen Glases, das er in der Hand hielt, bekam man die Getränke in Plastikbechern serviert.

»Und die Skulpturen?« fragte sie.

»Ich glaube, ich finde sie sehr schön«, sagte er und trank noch einen Schluck.

»So, so: Sie glauben's nur?«

»Ja«, bekräftigte Brunetti. »Die Arbeiten hier sind so ganz anders als das, was ich an Glaskunst kenne, und darum muß ich erst ein bißchen nachdenken, bevor ich mir ein Urteil bilde.«

»Sie machen sich Gedanken über das, was Sie sehen?« fragte die Frau und klang einigermaßen erstaunt. Sie war etwa Ende zwanzig, hatte einen leichten römischen Akzent und eine Nase, die gleichen Ursprungs zu sein schien. Ihre dunklen Augen waren ungeschminkt; nur der Mund wurde von einem tiefroten Lippenstift betont.

»Das gehört zu meinem Beruf«, versetzte er. »Ich bin Polizist.« Brunetti wußte selbst nicht, welcher Teufel ihn geritten hatte, das zu sagen. Vielleicht war das Publikum schuld daran, vielleicht auch nur Professoressa Amadori ^[46] nebst Gatten, diesem Typ blasierterer Akademiker, unter dem er auf der Universität jahrelang gelitten hatte.

Er nahm noch einen Schluck Prosecco und fragte: »Und was machen Sie beruflich?«

»Ich bin Dozentin an der Universität«, sagte sie.

Jemanden wie diese junge Frau hatte Paola nie erwähnt, aber das hatte nicht unbedingt etwas zu bedeuten: Wenn sie über ihre Arbeit sprach, dann redete Paola eher über Bücher als über die Kollegen. »Für welches Fach?« erkundigte sich Brunetti in einem, wie er hoffte, verbindlichen Ton.

»Angewandte Mathematik«, sagte sie und fügte lächelnd hinzu: »Sie können sich die Frage sparen. Ja, ich find's spannend, auch wenn das nur wenige nachempfinden können.«

Brunetti glaubte ihr und war froh, daß es ihm erspart blieb, höfliches Interesse zu heucheln. Er wies mit seinem Glas auf die Objekte in den beiden Vitrinenreihen. »Und die?

Gefallen sie Ihnen?»

»Die rechteckigen, ja; und diese ebenfalls«, sagte sie, »besonders die letzten hier. Ich finde, sie haben so was Friedliches, auch wenn ich nicht weiß, wie ich darauf komme.«

Brunetti unterhielt sich noch ein paar Minuten mit der jungen Frau, dann entschuldigte er sich, weil sein Glas leer war, und holte sich an der Bar noch einen Wein. Als er sich nach Paola umsah, entdeckte er sie am anderen Ende des Raums im Gespräch mit einem Mann, in dem er, hätte er ihn von hinten sehen können, vielleicht Professore Amadori erkannt hätte. Aber ob er es nun war oder nicht, Paolas Gesichtsausdruck genügte, und Brunetti schlängelte sich zwischen den Gästen durch bis an ihre Seite.

[47] »Ah«, rief sie, als er näher trat, »da kommt ja mein Mann! Guido, das ist Professore Amadori, der Gatte einer Kollegin von mir.«

Der Professor nickte Brunetti zu, machte aber keine Anstalten, ihm die Hand zu reichen. »Wie gesagt, Professoressa, was unsere Gesellschaft am meisten belastet, ist der ungebremste Zustrom von Immigranten aus anderen Kulturen. Diese Menschen verstehen nichts von unseren Traditionen, haben keinen Respekt vor...« Brunetti nippte an seinem Wein, während er vor seinem inneren Auge die Glasobjekte, die er soeben gesehen hatte, Revue passieren ließ: die mit der glattpolierten Oberfläche, deren harmonische Formgebung ihn so fasziniert hatte. Als er sich wieder in das Gespräch einklinkte, war der Professor bei den christlichen Werten angelangt, und Brunetti flüchtete sich in Gedanken zurück zur zweiten Vasengarnitur. Keins der Objekte war angeschrieben gewesen, aber irgendwo lag sicher eine diskrete Mappe in dunklem Einband mit einer Preisliste. Während der Professor sich der puritanischen Arbeitsmoral und der Tugend der Pünktlichkeit zuwandte, ging Brunetti der Frage nach, wo in ihrer Wohnung so eine Glasskulptur hinpassen würde und ob sie sich, auch ohne eine eigene Vitrine dafür anzuschaffen, wirkungsvoll präsentieren ließe.

Wie ein Seehund, der zum Luftholen durch ein Loch im Eis stößt, schaltete Brunetti erneut auf den Monolog des Professors um, zog aber bei den Worten »Unterdrückung der Frau« hastig den Kopf ein und tauchte wieder ab.

Als Sänger hätte der Professor seine ganze Arie in einem Atemzug vortragen können, war sie doch von Anfang bis Ende auf einen Ton gestimmt. Während Brunetti noch [48] rätselte, ob dieser Mann oder seine Frau Paolas Karriere in irgendeiner Weise schaden könnten, fiel ihm ein, daß die Amadoris zumindest auf die seine keinen Einfluß hatten. Also unterbrach er kurz entschlossen den Redefluß des Professors und sagte zu Paola: »Ich brauche noch was zu trinken. Du auch?«

Sie lächelte erst ihn an, dann den verblüfften Professore und antwortete: »Ja. Aber laß mich gehen, Guido.« Oh, sie war mit allen Wasser gewaschen, seine Frau: eine Schlange, eine Viper, ein listiges Wiesel.

»Nein, nein, ich geh schon«, beharrte er, ließ sich dann aber zu einem Kompromiß herbei. »Oder komm mit und laß dir diese junge Frau vorstellen, die mir vorhin ganz unglaublich